

3. Das Kind als Substitut des idealen Selbst

Genese und Merkmale der Rolle

Als «Typ c» wurde – unter Bezug auf Freud – in der Tabelle der narzißtischen Formen der Elternbeziehungen zum Kind aufgeführt: «Man sucht im Kind, was man selbst sein möchte.» Das Kind soll so sein, wie man selbst gern geworden wäre.

Nun ist es zweifellos ein normales und grundsätzlich positiv zu w

endes: elterliches Bedürfnis, daß ihr Kind die Probleme des Lebens besser lösen möge als sie selbst. Es ist der persönliche Ausdruck des Menschheits-Strebens nach einem besseren Leben für die zukünftigen Generationen. Und die Soziologen und Kulturphilosophen fürchten mit Recht allenfalls die Folgen einer Abschwächung dieses Strebens.

Nun kann es aber durchaus so sein, daß die Projektion des eigenen Ich-Ideals auf das Kind nur dem elterlichen Bedürfnis folgt, sich von drückenden Schuldgefühlen zu entlasten. Nicht das Kind soll mit seinen Problemen besser fertig werden, sondern man selbst will mit Hilfe des Kindes mit seinem eigenen Konflikt weiterkommen.

S. Freud¹⁷¹ hat gezeigt, wie dieses Motiv in Partnerbeziehungen zwischen Erwachsenen wirksam sein kann: «Was den dem Ich zum Ideal fehlenden Vorzug besitzt, wird geliebt. Dieser Fall der Aushilfe hat eine besondere Bedeutung für den Neurotiker, der durch seine übermäßigen Objektbesetzungen im Ich verarmt und außerstande ist, sein Ich-Ideal zu erfüllen. Er sucht dann von seiner Libidoverschwendung an die Objekte den Rückweg zum Narzißmus, indem er sich ein Sexualideal nach dem narzißtischen Typus wählt, welches die von ihm nicht zu erreichenden Vorzüge besitzt. Dies ist die Heilung durch Liebe...»

In ähnlicher Weise können Eltern eine «Heilung» durch ein Kind erwarten, von dem sie unter Umständen mit größtem Nachdruck verlangen, daß es unbedingt die Ziele erreichen soll, die ihnen versagt geblieben sind. Der Unterschied zu dem von Freud beschriebenen Vorgang besteht darin, daß sie sich ja nicht ein Kind «wählen» können, das schon die erstrebten Vorzüge besitzt, sondern daß sie ihr vorhandenes Kind erst zu einem in diesem Sinne geeigneten Partner *machen* müssen. Im weiteren wird sich freilich zeigen, daß Eltern aus dem Bedürfnis heraus, im Kind eine Erfüllung ihres Ich-Ideals zu finden, das Kind bereits von vornherein in diesem Lichte *sehen* können, auch wenn ein objektiver Beobachter an ihm keineswegs die Ideal-Merkmale bestätigen kann, welche die Eltern schon vorzufinden meinen.

Im Vergleich mit dem vorher beschriebenen Rollen-Typ, bei welchem das Kind als genaue Kopie begehrt wurde, läßt sich zunächst feststellen: Auch als Substitut für das ideale Selbst soll das Kind in der Grundform die elterliche Ich-Organisation übernehmen. Aber das kindliche Ich soll bisweilen erfolgreicher sein. Das setzt wiederum voraus, daß die Eltern nicht an der Phantasie ihrer omnipotenten Perfektion festgehalten haben, wie im vorigen Fall, sondern noch unmittelbar an ihren Schuldgefühlen leiden. Deshalb ertragen sie es nicht nur, wenn das Kind «besser» wird, sondern sie *fordern* es sogar, um sich dann mittels Identifizierung durch den vom Kind erzielten Erfolg für das eigene Scheitern zu entschädigen.

Die Projektion des idealen Aspektes des eigenen Selbst auf das Kind kann nun in zwei verschiedenen Formen erfolgen, je nachdem, ob die Eltern mehr den *positiven Aspekt des Ich-Ideals im engeren Sinne* oder mehr den *negativen*, das heißt den *Verbots-Aspekt des Über-Ichs*, zum Maßstab ihrer Projektion machen.

Dieser Unterschied läßt sich nur verstehen, wenn hier ein paar theoretische Erläuterungen zu den Begriffen *Ich-Ideal* und *Über-Ich* eingefügt werden. S. Freud hat diese Termini als Synonyme verwendet, und zwar im Sinne einer sich entwicklungsgeschichtlich aus dem «Ich» herausdifferenzierenden «zensorischen Instanz». Diese Instanz ist aber, worauf insbesondere H. Giltay¹⁷² und J. Lampl de Groot¹⁷³ aufmerksam gemacht haben, dem Inhalt und dem Ursprung nach *doppelgesichtig*. Sie zeigt erstens, «wie man sein möchte», zweitens aber auch, «wie man nicht sein darf». Unter dem ersten Aspekt ist diese Instanz also letztlich nach Lampl de Groot eine «wunscherfüllende Agentur» (*wish fulfilling agency*), unter dem anderen eine «verbietende Agentur» (*prohibiting agency*). Wird die Instanz im zuletzt genannten Sinne gemeint, so bevorzugt man hierfür überwiegend den Terminus «Über-Ich» statt «Ich-Ideal», aber eben nur in der Absicht, den einen besonderen Aspekt hervorzuheben.¹⁷⁴ – Genetisch entwickelt sich das «gewährende» Ich-Ideal aus dem kleinkindlichen Narzißmus. Freud schreibt: «Was er als sein Ideal vor sich hin projiziert, ist der Ersatz für den verlorenen Narzißmus seiner Kindheit, in der er sein eigenes Ideal war.»¹⁷⁵ Der Knabe bildet sein Ich-Ideal, indem er so sein *möchte* wie der starke Vater. «Dieses früheste Ideal ist vollkommen narzißisch, ohne jeglichen ethischen Zusatz» (Giltay¹⁷⁶). Demgegenüber entwickelt sich der verbotende und einschränkende Charakter des Ich-Ideals, den man eben auch mit «Über-Ich» meint, aus einer Introjektion der erzieherischen Forderungen und Tabus. Demnach «wirkt das Über-Ich nur negativ, verurteilend und strafend» (Giltay). Auch an seiner Entstehung sind Internalisierungen väterlicher Merkmale beteiligt, diesmal ist es allerdings lediglich der böse, drohende Aspekt des Vaterbildes, der introjiert wird.

Diese kurze Begriffserklärung mag hier genügen, um verständlich zu machen, daß die Projektion des idealen Aspektes des eigenen Selbst auf das Kind sehr verschieden ausfallen und sich auswirken kann, je nachdem, ob die Eltern mehr den «gewährenden» Aspekt des Ich-Ideals im engeren Sinne oder den «verbietenden» Aspekt des Über-Ichs projizieren. In vielen Fällen findet man freilich *beide* «Gesichter» des Ich-Ideals bzw. Über-Ichs in den elterlichen Erwartungen an das Kind zugleich wieder: Das Kind soll sowohl die mangelhaft befriedigten narzißistischen Ambitionen der Eltern stellvertretend realisieren, als zugleich deren Ge-

wissensängste durch besondere Tugendhaftigkeit zu beschwichtigen helfen.

Ist für die elterliche Projektion in erster Linie das «gewährende» Ich-Ideal maßgeblich, dann sind es also *narzißistisch gefärbte Leitbilder*, die dem Kind aufoktroiert werden. Was kommen da etwa für Leitbilder in Frage? Von deutschen Familiensoziologen haben unter anderem R. Mayntz¹⁷⁷ und G. Wurzbacher¹⁷⁸ typische Erziehungs-Ideale beschrieben. Mayntz nennt: «Das Kind soll die gesellschaftliche Stellung, den Wohlstand, die Sicherheit oder den beruflichen Erfolg erreichen, den die Eltern selber nicht haben.» Wurzbacher widmet in seiner Monographie *Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens* ein besonderes Kapitel den Familien, in denen «das Kind vorwiegend *Instrumental-familialen Prestiges*» darstellt. Zwei als typisch zitierte Familien-Monographien betreffen Familien, die eine hohe gesellschaftliche Stellung und ihren Besitz verloren haben. Beide Familien stehen unter Geltung des Patriarchats und weisen eine «nachhaltige berufsständische Geprägtheit» auf. Den Kindern wird die Rolle zugeordnet, die den Eltern gesellschaftlich verloren ging. – Nun ist die Variationsbreite der Leitideen, die mit dem Sammelbegriff «Prestige-Streben» verknüpft werden können, indessen immer noch recht umfangreich. Mal soll das Kind Rang, Titel, Besitz, Stellung, Bildung, «feine Lebensart» oder als *filmendes, schlittschuhlaufendes, musizierendes Star-Kind elterliche Ambitionen nach erfüllen*.

Gründet sich das Prestige-Streben, wie es häufig geschieht, auf die Realisierung formaler Ausbildungsziele wie «Abitur» und «Studium», dann kommt es leicht zu Entwicklungen wie in der von Mitscherlich¹⁷⁹ mitgeteilten Fallstudie:

«Ein 33jähriger Student ist schon zweimal bei seinen Studienversuchen gescheitert. Er ist aufs schwerste gehemmt und hat vollkommen die Möglichkeit verloren, sich auf seine Arbeit oder auf irgendein sonstiges Ziel in der Welt zu konzentrieren. Sein Vater war ein Beamter, der lebenslang darunter litt, daß er kein Abitur gemacht hatte, aber täglich mit Kollegen und Vorgesetzten zusammenarbeiten mußte, die diese Auszeichnung genossen hatten. Der Patient hatte noch einen Bruder. Beide Söhne wurden vom Vater trotz ihrer schlechten Schulleistungen mit unnachgiebiger Strenge zum Abitur gepeitscht. Die vital blasse, zwangsneurotisch eingeeengte und unter dem von Ressentiments geladenen Regime des Vaters depressiv gewordene Mutter klagte am Abend dem Vater alle Sünden der Söhne, worauf dann die väterliche Strafexpedition ins Kinderland erfolgte. So folgten sich die Tage, angsterfüllt vor den Denunziationen der Mutter und der immer strafbereiten Strenge des Vaters. Charakteristisch genug sind die wenigen glücklichen Erinnerungen des Patienten an seinen Vater mit den kurzen Stunden gemeinsamer Bastelarbeit verbunden. Aber in dieser Hinsicht gab es eben keine zusammenhängende, verbindende Tätigkeit, vielmehr stand

ganz die Leistungsdressur als Leitmotiv über der Jugend dieser Kinder. So war die ganze Schulzeit eine Qual, eine Folge von Autoritätskonflikten mit den Lehrern (die, wie so häufig, die niedergeprügelte Ambivalenzhaltung dem Vater gegenüber auszukosten hatten). Je schärfer die väterliche Forderung, desto unüberwindlicher die Lernhemmung...

Während hier die Rolle des Kindes ganz auf die Qualifizierung durch Schule und Universität zugeschnitten ist, die den Vater für die eigene Entbehrung eines Hochschulstudiums entschädigen soll, so beziehen sich in anderen Fällen die Dressate in erster Linie auf *sportliche* oder *künstlerisch-darstellerische* Fertigkeiten, die dem Kind von den Eltern nie erreichte Erfolge eintragen sollen.

Unter Vätern, die ihre Söhne mit aller Gewalt zu Kanonen in Kraft- und Kampfsportarten heranbilden wollen, fanden wir gehäuft Männer, deren auf das Kind projiziertes Ideal des sportlichen *superman* Resultat einer Reaktionsbildung gegen ihre verdrängten passiv femininen Tendenzen darstellte.

Bei Müttern sind es oft unerfüllte narzißtisch-exhibitionistische Bedürfnisse, die den Kindern zur stellvertretenden Realisation aufgebürdet werden. Mitunter sind diese Tendenzen männlich gefärbt, so daß sie – was bei oberflächlicher Betrachtung überraschen könnte – gelegentlich stärker auf die Söhne als auf die Töchter projiziert werden.

Ein 9-jähriger Junge aus unserem Beobachtungsbereich mit einer groben, ungeschickten Motorik wurde von seiner männlich-ehrgeizigen Mutter mit Step-Tanz-Unterricht drangsaliert, nur weil sie es nicht verwunden hatte, daß ihre eigene «tänzerische Begabung» ungenützt verkümmert war, die man ihr angeblich früher nachgesagt hatte.

Einer anderen Mutter, die sich als verhinderte Schauspielerin fühlte, bedeutete es das höchste Ziel, ihren äußerst schüchternen, introvertierten Sohn unbedingt als «Star» Gedichte vor Publikum aufsagen zu sehen. Jahr für Jahr quälte sie ihn, sich bei den Weihnachts-Spielen in der Schule um eine dekorative Rolle zu bemühen. In jedem Jahr litt der Junge vom Herbst an Qualen der Angst, da er einerseits den größten Widerwillen gegen den Zwang zum «Schauspieler» empfand, andererseits den einseitig auf dieses Ziel orientierten Ehrgeiz der Mutter zu kränken fürchtete.

Unter den Eltern, die mit ihren Klein- oder Schulkindern vor den Film-Studios Schlange stehen, sie als «Film-Kinder», als «Foto-Modelle», Teenager-Mannequins usw. anbieten, dürften sich reichlich Beispiele für das Bedürfnis finden, sich durch den dekorativen Effekt eines Star-Kindes eine ersatzweise Erfüllung eigener narzißtischer Wünsche zu verschaffen. Ähnliches dürfte für einen größeren Anteil der Eltern gelten, die sich in den Eis-Stadien sammeln, um ihren knapp eingeschul-

ten-Sprößlingen Tag für Tag mehrere Stunden Kunstlauf-Figuren ein-drillen zu lassen. Die letzten Ersparnisse werden dabei oft für die Trainer aufgewendet, die aus den rücksichtslos gequälten Kindern spätestens mit 15, 16 Jahren umjubelte Eislaufprinzessinnen machen sollen.

Mitunter sind die auf das Kind projizierten narzißtischen Leitbilder nicht so eng umschrieben, sondern umfassen die verschiedensten Lebensbereiche. Im Extremfall soll das Kind auf möglichst allen Leistungsgebieten und im gesellschaftlichen Benehmen ein preiswürdiges Musterkind sein. Überall soll es Perfektion erreichen, deshalb spricht L. Kaner¹⁸⁰ hier generell von «perfektionistischer Erziehung». Wie sich eine derartige Erziehungsform darstellen und auswirken kann, erläutert er an der Krankengeschichte von Leslie B.

Leslies (14 J.) Mutter ist selbst sehr streng erzogen worden. Sie wurde von ihren Eltern nur akzeptiert, wenn sie in jedem Lebensbereich ganz genau den vorgeschriebenen Richtlinien folgte. Sie übertrug später diesen Perfektionszwang, dem sie als Kind unterworfen gewesen war, auf die eigene Tochter. Die Tochter Leslie sollte das Perfektions-Ideal erreichen, demgegenüber sie sich stets im Rückstand und in Schuld gefühlt hatte. «Als Leslie älter wurde, beobachtete man auf das genaueste ihre Sprechweise, Haltung, Betragen, Körperpflege, ihren Gehorsam, die Auswahl ihrer Freundinnen und später ihre Lektüre, Fernseh-Programme, Hausarbeit und ihre gesellschaftliche Aktivität. Die Mutter schalt und schlug sie nicht. Sie drückte ihr Mißfallen immer nur so subtil aus: «Du wirst ein bißchen dick, Herzenz, glaubst du nicht, wir sollten einmal zum Doktor gehen, damit er dir eine Diät verschreibt?» Oder: «Ich bin stolz, daß du beim Mathematik-Test auf 95 gekommen bist, Liebling. Aber glaubst du nicht, du hättest es mit einem bißchen mehr Anstrengung auf 100 bringen können?» – In dieser sanften, nichtsdestoweniger unnachgiebigen Weise war die Mutter unablässig bemüht, Leslie auf das Vollkommenheits-Ideal hin zu dressieren, dessen sie zur Kompensation der eigenen Insuffizienz bedurfte.

Dabei war Leslie ein hochintelligentes, attraktives Mädchen. Sie hatte in der Schule sogar außergewöhnliche Erfolge. Trotzdem nahm sie eines Tages ein Dutzend Tabletten, um Suizid zu begehen. Es stellte sich heraus, daß sie tief unter der Unerreichbarkeit der perfektionistischen Forderungen der Mutter litt. Sie gab sich allein die Schuld. *Sie fürchtete, die Mutter durch ihr angebliches Versagen zu erniedrigen.* Mit dieser Besorgnis bestätigte sie unbeabsichtigt die Tatsache, daß die Mutter ihrer ja vornehmlich zu dem Zweck bedurfte, *sich selbst zu erhöhen.* Als Leslie nach ihrem größten Wunsch gefragt wurde, erklärte sie: «daß meine Mutter mit mir keine Sorgen hätte». Sie hatte keinerlei Selbstvertrauen, sie verachtete sich selbst.

Ist es nun weniger das «gewährende» Ich-Ideal als das «verbiethende» Über-Ich, das für die elterliche Projektion bestimmend ist, dann nehmen die elterlichen Erwartungen einen überwiegend *versagenden* Charakter an. Das Kind wird dann nicht so sehr auf positive Prestige-Erfolge abgerichtet als auf ein bloßes Nicht-Dürfen. Die Trieb-Unter-

Drückung wird zum Wert an sich. Die perfekte Unschuld des Kindes soll die unbewußten Selbstbestrafungsbedürfnisse der Eltern beschwichtigen. Das Kind soll weder aggressive noch sexuelle Äußerungen zeigen, seine oralen Wünsche zügeln und obendrein vielleicht noch irgendeine triebfeindliche Ideologie übernehmen und sich dafür werbend einsetzen. Ein nahezu klassisch reines Beispiel für eine Projektion vom Über-Ich-Typ bietet die nachfolgende Pathographie von Jakob P. (S. 184), dem diese Rolle von seiner Mutter abgefordert wird.

Man könnte nun annehmen, daß das «verbietende» Über-Ich stets dort die elterliche Projektion determiniert, wo die dem Kind aufoktroierten Leitbilder überwiegend religiös gefärbt sind. Aber das muß nicht so sein. Es gibt auch eindrucksvolle Beispiele für Projektionen religiöser Leitbilder, die in gleichem Maße von der «wunscherfüllenden Agentur» des Ich-Ideals wie von der «verbietenden Agentur» des Über-Ichs geprägt sind. Man denke nur an den glänzenden Roman *Der veruntreute Himmel* von Franz Werfel, in welchem es an Stelle einer Elternfigur eine Tante ist, die ihren Neffen als Substitut ihres idealen Selbst dazu auserwählt, ihr den Zugang zum Himmel zu sichern:

Der «herrschaftlichen Köchin» Teta Linek, Mitglied des Vereins katholischer Jungfrauen, bereitet es ständige Unruhe, zu wissen, «daß sie keine schneeweiße Seele habe und alle Tage unverbesserlich ihre Köchinnensünden begehe». Sie empfängt zwar fleißig die heiligen Gnadenmittel und hofft fest, «daß sie nicht für so schlecht erkannt sei, daß der Tod ihr werde in unabsoviertem Zustand auflauern dürfen». Indessen erliegt sie trotz aller guten Vorsätze laufend allenhand schlimmen Versuchungen. Ihr «schwaches Fleisch» versagt, wenn es heißt: «der Hausfrau zum Beispiel die frischen Erdbeeren zum richtigen Marktpreis anzurechnen, ohne ein paar Groschen aufzuschlagen». Die Sorge, ob «ihr liebes Ich» für die Ewigkeit gerettet werden könne, wird eine um so größere Plage, je älter sie wird.

Da führt ihr das Schicksal ihren mittellosen kleinen Neffen Mojmir in den Weg. Sie richtet nun ihren gesamten Lebensplan darauf ein, aus Mojmir einen Priester zu machen, der ihr Fürsprecher bei Gott werden soll. Es stärkt sie dabei der Gedanke: «Hatte nicht der Herrgott selbst einen Mittler herabgesandt, um den Menschen, die sich mit den vielen Sünden und den wenigen guten Taten abplagten, zu Hilfe zu kommen?»

Dem äußeren Schein nach lebt Teta nur noch für ihren Neffen. Sie spart jeden Pfennig, verzichtet auf «ein Bierchen und ein Schnäpschen nach der Morgenmesse und die Benutzung der Trambahn, um auf den Markt zu fahren». Sie läßt manche haltbare Speise vom Tisch der Herrschaft verschwinden: «Ihr künftiger Vertreter vor dem Thron des Höchsten sollte wohlgenährt sein und stark, wie es sich geziemte.» Jeden Monat überweist sie 40 Goldkronen an Mojmir's Adresse, um seine Ausbildung auf dem Gymnasium und später auf dem Priesterseminar zu finanzieren. «Welche Liebe einer Kinderlosen zu dem Sohn einer anderen», denkt die Umgebung, ohne zu durchschauen, «daß Teta für ihren Neffen

nicht nur keine Liebe empfand, sondern überhaupt kein persönliches Interesse...»

Mit dichterischer Prägnanz arbeitet Werfel die Tatsache heraus, daß Teta in Mojmir nichts anderes als eine Erfüllung ihres eigenen Ich-Ideals sieht:

«Mojmir Linek war gewissermaßen nichts als eine Idee, die sich in ihm zu personifizieren hatte. Er sollte gehämmert und geschliffen werden in langen Jahren, damit er eines Tages durch die Weihe berufen sei, ihr im Sinne des Lebensplanes das Genossene abzugelten.»

Aber Tetas Plan schlägt fehl. Der Neffe beschwindelt sie und veruntreut ihr Geld. Er schreibt ihr von seiner Priesterausbildung und schließlich von seinem Amtsantritt als Pfarrer – und handelt in Wirklichkeit längst mit «Juxartikeln für fröhliche Geselligkeit». Mit Tetas überwiesenem Geld beschwichtigt er, völlig verschuldet, die wichtigsten Gläubiger. Als die Tante endlich den Betrug begreift, macht sie sich in tiefer Verzweiflung zu einer Pilgerfahrt nach Rom auf. Es dämmert ihr ihre Schuld an der charakterlichen Fehlentwicklung des Neffen. Ihr wird gleichsam die Strafe für ihre rein narzißtische Ausnützung Mojmir's. Sie büßt dafür, ihn ohne persönliche Liebe nur als Mittel mißbraucht zu haben, sich den Himmel zu erkaufen.

Bei dieser Teta Linek ist es deutlich, daß ihr Leitbild schillert, daß es sowohl Züge eines narzißtischen Wunsch-Ideals als Züge des kategorisch fordernden Über-Ichs in sich vereinigt. Die folgenden beiden Krankengeschichten aus der eigenen Untersuchungsreihe sind so ausgewählt, daß bei der ersten (Udo K.) vorwiegend der Aspekt des Ich-Ideals, bei der zweiten (Jakob P.) hauptsächlich der Aspekt des Über-Ichs die elterlichen Projektionen charakterisiert. Bei beiden Kindern ist es die Mutter, die mit Hilfe des Kindes den idealen Aspekt ihres Selbst nachträglich erfüllen will. Im ersten Fall von Udo K. läßt sich das mütterliche Ich-Ideal etwa durch die Stichworte charakterisieren: *Sozialer Aufstieg, höhere Bildung*. Im zweiten Fall von Jakob P. dominiert das religiöse Element. Das Kind wird zur Kompensation mütterlicher Schuldgefühle als *sündenfreier Heiliger* begehrt. – Die eigenen Beobachtungen erstreckten sich bei diesen beiden Fällen über fünf bzw. vier Jahre.

Beispiele:

1. Krankengeschichte Udo K., 1949 geb.

Vorgeschichte: Der Großvater väterlicherseits hat eine Zeitlang stärker getrunken. Sonst sind keine psychiatrischen Störungen in der näheren Aszendenz bekannt. Udo hat eine Schwester, 1950 geb.

Die Mutter, für Udos Rollenbestimmung in erster Linie maßgeblich, hatte in ihrer Kindheit sehr unter dem mangelnden Einvernehmen ihrer Eltern zu leiden. Ihr Vater trank häufig, machte Schulden und unterhielt laufend außereheliche Beziehungen. Schon als 8jähriges Mädchen mußte

ge: Kann das Kind die verlangten Leistungen überhaupt aufbringen? Besteht von vornherein ein krasses Mißverhältnis zwischen den elterlichen Ideal-Forderungen und den kindlichen Leistungsmöglichkeiten, so ist damit ein traumatischer Effekt schon vorgezeichnet. In diesem Sinne erwähnt Aichhorn¹⁸² «Elternteile, die ihr eigenes nicht genug realisiertes Ich-Ideal im Kinde realisieren wollen und in diesem Bestreben auf ein Kind stoßen, dessen Fähigkeiten nicht ausreichen.» Die zitierte Krankengeschichte von Udo K. liefert ein Beispiel für eine solche ungünstige Konstellation: Der an sich ohnehin retardierte Junge hat seinen Begabungsschwerpunkt auf praktisch-technischem Gebiet. Nichts fällt ihm schwerer als ausgerechnet einen bildungshungrigen Muster-schüler darzustellen. Es ist ihm daher unmöglich, diese von der Mutter dringend geforderte Rolle zu erfüllen. Er kann die seiner Veranlagung und seinem Entwicklungsstand völlig unangemessene Anpassungsleistung beim besten Willen nicht aufbringen.

Für Mißverhältnisse zwischen elterlicher Ideal-Forderung und kindlichen Leistungs-Möglichkeiten kennt jeder Kinderarzt genügend Beispiele. Eltern, die im Sinne dieser Rolle ein «Musterkind» brauchen, erscheinen oft geradezu verblendet, so exzessiv muten ihre idealisierenden Überschätzungen der kindlichen Fähigkeiten an. So berichtet M. Porot¹⁸³ von einer Mutter, die ihm allen Ernstes erklärte, ihr fünf Monate altes Söhnchen könne bereits die Zeitung lesen, da es mit dem Finger den einzelnen Zeilen folge.

G. R. Forrer¹⁸⁴ schildert eine von ihm psychoanalytisch behandelte Mutter, die ihm immer wieder ihre «Dummheit» klagte, obwohl sie in mehreren sozialen Gruppen als Vorsitzende gewählt worden war und ausgezeichnete Reden halten konnte. Aus ihren Insuffizienzgefühlen heraus wünschte sie sich ein Kind mit einem «größeren Kopf», als sie ihn hatte. Sie bekam eine Tochter Mary, die infolge eines angeborenen Defektes bald weit hinter dem Altersdurchschnitt in der Entwicklung zurückblieb. Noch mit drei Jahren konnte sie weder laufen noch sprechen. Längst hatten alle Personen in der Umgebung die hochgradige Retardierung des Kindes bemerkt – außer der Mutter selbst. Als ihr schließlich ein Arzt den Entwicklungsrückstand Marys bestätigte, stürzte sie empört aus seinem Sprechzimmer und reproduzierte dieses Verhalten auch beim nächsten Arzt. Sie war aus ihrer narzißtischen Projektion heraus außerstande, die Realität zu akzeptieren.

Wir sahen in unserer Beratungsstelle zwei hilfsschulreife Kinder, die von den Eltern für «überbegabt» gehalten wurden. Ein epileptischer Vater erblickte in seinem hochgradig untergewichtigen, bejammernswert schwächlichen Jungen bereits einen Helden-Athleten und drangsalierte ihn mit Boxunterricht. – Die Beispiele ließen sich leicht vermehren. Sie

Traumatische Bedeutung der Rolle

Soll das Kind sein, was die Eltern gern geworden wären, aber nicht erreicht haben, so bedeutet das für das Kind in jedem Fall, daß es auf in irgendeinem Wertgebiet maximalen Forderungen ausgesetzt wird. Es ist bei dieser Rolle nicht die Intensität und Qualität der affektiven Zuwendung zu den Eltern entscheidend – wie bei den Partner-Substitut-Rollen –, da die Eltern das Kind ja nicht als «Objekt» sehen, sondern als narzißtische Fortsetzung ihres Selbst. Das Kind soll die elterlichen Ideale erfüllen, als wäre es gewissermaßen die Elternfigur selbst. Diese ist von vornherein darauf eingestellt, die kindlichen Erfolge – per Identifikation – als ihre eigenen zu erleben.

Bei der Höhe der elterlichen Forderungen ergibt sich zuerst die Fra

zeigen insgesamt, wie das dringende Bedürfnis, in dem Kind bestimmte Ideal-Qualitäten zu sehen, die elterliche Wahrnehmungsfunktion beeinträchtigen kann. Sie sehen das Kind am Ende wirklich nur so, wie es sein soll, und nicht so, wie es ist. Wird ihnen schließlich die Differenz zwischen ihren affektiven Wünschen und dem Realzustand des Kindes bewußt, so lassen sie nichts unversucht, die Realität ihren Forderungen anzupassen, anstatt umgekehrt ihre erzieherischen Normen zu überprüfen und zu den kindlichen Fähigkeiten in ein gesünderes Verhältnis zu bringen.

Wie verarbeitet das Kind nun ein ausgeprägtes Mißverhältnis zwischen der elterlichen Rollenbestimmung und seinen eigenen Möglichkeiten? Das Resultat hängt offensichtlich in erheblichem Maße davon ab, inwieweit das Kind die ihm abverlangte Rolle durch Internalisierung übernimmt; das heißt: inwieweit es die von dem betreffenden Elternteil ausgehende Forderung trotz ihrer Unerfüllbarkeit als *eigenes Ideal* «introjiert». Bei Udo K. läßt sich deutlich das intensive und zum Teil erfolgreiche Bemühen registrieren, sich *gegen* die mütterlichen Ansprüche trotzhafte Wehr zu setzen. Selbst in unserer Sprechstunde ist die negativistische Abwehreinrichtung gegen den Bereich intellektueller Leistungen, auf den er abgerichtet werden soll, von bezeichnender Hartnäckigkeit. Er hat ja um so mehr Grund, der Mutter Widerstand zu leisten, als ihm nicht verborgen bleibt, daß er den Vater auf seiner Seite hat, wenn dieser auch im Verhältnis zur Mutter erzieherisch in den Hintergrund tritt. Seine schlagartige Symptombesserung nach Milderung der mütterlichen projektiven Ansprüche läßt erkennen, daß es bis dahin noch immer nicht zu einer vollen Internalisierung der Rolle gekommen ist.

Noch deutlicher tritt der Widerstand gegen die Übernahme der Rolle bei einem von Hanselmann¹⁸⁵ untersuchten Jungen hervor (zit. nach einer Zusammenfassung von Schiff):

«Dieser Junge stahl zu Hause alles, was nicht niet- und nagelfest war. Für eine psychopathische Veranlagung lagen keine Anhaltspunkte vor. Die endlich veranlaßte Untersuchung ergab folgendes: Der Vater wollte den Jungen gern studieren lassen, ein Wunsch, der ihm selber nicht in Erfüllung gegangen war. Der Junge aber war offenkundig praktisch interessiert und auch in dieser Richtung begabt. Trotzdem führte ihn der Vater schon von früher Jugend an immer an der Universität vorbei, zeigte ihm die hohen Fenster und sagte stolz dazu: Dort wirst auch du einmal studieren! Dabei vergaß er nie hinzuzusetzen: «Das wirst du aber nur erreichen, wenn du ehrlich bist», denn er bekleidete einen Vertrauensposten und schätzte daher gerade diese Eigenschaft besonders hoch. In irgendeiner nicht weiter denkbewußter Vorgang hatte nun den Jungen über die Verknüpfung: «Ich will nicht studieren – zum Studieren muß man ehrlich sein – also stehle ich» – zu seinem augenblicklichen Verhalten geführt. Eine Probe auf

Exempel wurde auch gemacht: Der Junge durfte nach durchgeführtem Umweltwechsel einen praktischen Beruf ergreifen. Der Erfolg: das Stehlen hörte auf! Dann schien die Sache aber wieder nicht zu stimmen. Denn nach sechs Monaten begann der Junge, sich plötzlich wieder Sachen anzueignen. Da stellte es sich jedoch heraus, daß der Vater des Jungen kurz vorher zu Besuch gewesen war und ihm eröffnet hatte, daß er ihn wegen seines einwandfreien Verhaltens nun bald wieder nach Hause nehmen wolle. Das wollte der Junge aber doch nicht, und unverzüglich fing das Stehlen wieder an!»

• Auch dieses Beispiel macht Abwehrmöglichkeiten deutlich, deren sich ein Kind bedienen kann, um der aufgenötigten Rolle zu entfliehen. Der Junge demonstriert seinem Vater, daß er für die Rolle ungeeignet ist. – Freilich fragt es sich hier, ob der Motivationszusammenhang wirklich so einfach ist. Vom Effekt her kann man zwar sagen, daß der Junge die väterlichen Ansprüche zurückweist. Oft sind ähnliche Reaktionen eines Kindes indessen komplizierter determiniert: Ein Kind erfährt von einer Elternfigur eine Ideal-Projektion des hier beschriebenen Typs. Es introjiert die elterlichen Ansprüche schon früh. Aber die Erfahrung, den hohen elterlichen Erwartungen keineswegs entsprechen zu können, provoziert die Selbstwahrnehmung: «Ich bin schlecht!» Angst und Schuldgefühl sind die Folge. Die Schuldgefühle können so anschwellen, daß das Kind die Elternfigur durch schlimme Streiche zwingt, es zu bestrafen. Es wird zu diesem Verhalten – natürlich unbewußt – getrieben, um seine unerträglich gewordenen Selbstbestrafungsbedürfnisse zu erfüllen. – Außerlich könnte das kindliche Verhalten den Anschein erwecken, als erwehre sich das Kind mit bewußter List der ihm zugeordneten Rolle, während das Kind sich in Wirklichkeit nur dafür bestrafen will, daß es die Rolle, die es bereits internalisiert hat, nicht erfüllen kann. Es fühlt sich schlecht, und es ruht nicht eher, als bis es seine Umgebung auch davon überzeugt hat, daß es schlecht ist.

Oft führt die Motivationskette allerdings nicht wie hier bis zu Verwahrlosungszügen des Kindes, sondern mündet in eine reine Depression: Das Kind internalisiert die überhöhten elterlichen Anforderungen. Die Rolle, die durch die narzißtische Projektion der Elternfigur konstituiert ist, wird also integrierender Bestandteil des kindlichen Charakters. Das Kind erliegt dieser verhängnisvollen Introjektion vielleicht deshalb, weil keine ausgleichende andere Elternfigur zur Verfügung steht, die das Kind vor dieser einseitigen Identifizierung schützen könnte. Nach dem vollzogenen Internalisierungsprozeß erlebt das Kind nun aber, daß es die Idealqualitäten, die das Wesen der Rolle bilden, nicht realisieren kann. Die Schuldgefühle provozieren Aggressionen, die gegen das eigene Ich gerichtet werden. Und am Ende wird die Spannung so unerträglich, daß sich der Selbsthaß sogar in suizidalen Handlungen entladet.